

Jasmin Jülicher

Aspiration

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Aspiration

© 2024 Jasmin Jülicher

Annastraße 87

47638 Straelen

Deutschland

Coverillustration: Hannah Böving

Lektorat: Ka & Jott, Bernau bei Berlin

Buchsatz: saje design, www.saje-design.de

Innengrafiken: Shutterstock

Druck: Booksfactory, Szczecin (Polen)

ISBN: 978-3-98942-381-7

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages bzw. des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Rechte vorbehalten.

ASPIRATION

DIE AKADEMIE



JASMIN JÜLICHER



KAPITEL 1

„Hier!“ Reena warf ihrem Vater eine zerdrückte Plastikflasche zu. Geschickt fing er sie mit einer Hand auf und ließ sie in den Korb auf seinem Rücken gleiten, der bereits halb mit Plastikabfall gefüllt war. Auch Reena trug einen Korb auf dem Rücken, der ihr bis in die Kniekehlen reichte. Er war fast voll und der Müll darin rutschte bei jedem Schritt hin und her, so dass das Gehen mühsam wurde und sie langsam Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht bekam. Doch das war sie gewohnt. Seit ihr Bruder Joe vor einigen Wochen den Unfall gehabt hatte, war sie jeden Tag mit ihrem Vater hier draußen.

Mit einem Anflug von Schuldgefühlen ließ Reena ihren Blick über den Boden wandern. In Windeseile sortierte ihr Gehirn Aluminiumdosen und Glasscherben und trennte sie von dem wertvollen Plastikmüll, den sie suchte. Sie hatten sich bereits weit von Hope, ihrem

Heimatdorf, entfernt. Und sie mussten jeden Tag weiter gehen, um noch genug zu finden.

„Ich schaue mal hier rein“, rief Reena und deutete auf die Überreste eines Hauses. Rundherum um das, was vermutlich mal der Garten gewesen war, waren kleinere Sträucher gewachsen, deren Dornen sich in ihrer Kleidung verhakten. Vorsichtig bahnte sie sich einen Weg durch die Pflanzen und achtete darauf, nicht über den Abfall zu stolpern, der sich dazwischen auftürmten.

„Aber bleib nicht zu lange da drin!“, rief ihr Vater, als Reena bereits das ehemalige Wohnhaus betrat. Wie auch die Häuser in ihrem Dorf war es aus Steinen gebaut worden, weswegen es auch jetzt, rund 250 Jahre später, noch stand. Sie machte sich nicht allzu große Hoffnungen, im Inneren noch Plastik zu finden, vermutlich waren bereits mehr als genug andere Sammler hier gewesen. Aber es reizte sie. Hier konnte sie nachempfinden, wie die Menschen damals gelebt hatten. Wie es gewesen war, bevor abwechselnde Überschwemmungen und Dürreperioden das Leben in Kalifornien unmöglich gemacht hatten. Und bevor eine resistente Form der Beulenpest den größten Teil der Überlebenden dahingerafft hatte.

Vorsichtig tastete Reena sich an der Tür entlang. Die ehemaligen Fenster waren zerbrochen, vor ihnen hatte sich Müll aufgetürmt und nur wenig Licht drang ins düstere Innere des Hauses. Mit einem Schnippen entzündete Reena ihr Feuerzeug und schwenkte es hin und her. Auf der linken Seite führten zwei Stufen in einen etwas tiefergelegenen Raum, den drei vergammelten Haufen

Stoff nach zu urteilen vermutlich das ehemalige Wohnzimmer. Rechts ging es weiter in die Küche. Die Schränke waren längst zusammengebrochen und die Reste von Bakterien zersetzt worden. Unter dem Müll auf dem Boden entdeckte Reena Fliesen. Welche Farbe sie einmal gehabt hatten, war unmöglich zu sagen. Rasch schaute sie, ob irgendetwas von dem Abfall noch verwertbar war, entweder Plastik oder Teile von elektronischen Geräten, die womöglich noch nützlich waren. Die könnte sie Al mitbringen, einem Mann in ihrem Dorf, der fast alles reparieren konnte. Vor einigen Wochen hatte sie ein Gerät gefunden, das CDs abspielen konnte, kleine Scheiben, auf denen die Menschen früher Musik gespeichert hatten. Und nun konnte sie dank Al diese Musik hören, es war fast wie Magie.

Am Fuß der Treppe, die ins Obergeschoss führte, zögerte Reena. Das, was von der Treppe noch übrig war, wirkte wenig vertrauenerweckend. Würden die Stufen sie überhaupt tragen? Doch vielleicht war gerade aus dem Grund noch niemand oben gewesen, vielleicht gab es dort noch Plastik. Dann hätte sich ihr Ausflug am Ende noch gelohnt. Das, was sie und ihr Vater heute bisher gesammelt hatten, würde nicht für Joes Medikamente reichen. Er brauchte Schmerzmittel. Sein gequälter Gesichtsausdruck, mit dem er sie in der Frühe verabschiedet hatte, tauchte vor ihrem inneren Auge auf. Er litt und das einzige, was sie dagegen tun konnte, war, diesen verdammten Müll zu sammeln. Entschlossen setzte Reena einen Fuß auf die unterste Stufe und



verlagerte ihr Gewicht prüfend ein paar Mal auf ihn. Die Stufe fühlte sich solide an und sie zog den anderen Fuß nach. Ganz langsam und vorsichtig arbeitete sie sich die Treppe empor. Auf der Hälfte machte diese einen Knick und wand sich wieder in die andere Richtung. Behutsam umrundete Reena die Kurve und konnte nun schon das Ende der Treppe erkennen. Sie hob ihr Feuerzeug höher, um zu sehen, ob das Obergeschoss bereits geplündert war, doch es war zu dunkel, der Lichtschein reichte nicht weit genug. Ungeduldig nahm sie eine weitere Stufe, und noch eine. Ihr Blick bohrte sich in die Finsternis jenseits des Feuerscheins. Das dort hinten könnte eine Plastikflasche sein, und das dort ...

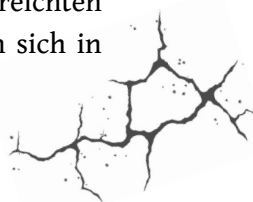
Der Boden unter ihren Füßen gab nach. Mit einem Ruck sackte die Treppenstufe zuerst ein Stück nach unten und begann sich dann zur Seite zu neigen.

„Scheiße!“ Reena warf das Feuerzeug hinauf in den ersten Stock und sprang hinterher. Sie bekam die letzte Treppenstufe und die Überreste eines Geländers zu fassen und zog sich daran hoch, ehe die halbe Treppe einstürzte. „Na wundervoll“, murmelte sie. Das hatte ihr gerade noch gefehlt. Hoffentlich war ihr Vater weit genug entfernt und hatte von dem Getöse nichts mitbekommen, sonst würde er sie vermutlich nie wieder allein auch nur in die Nähe eines Hauses lassen.

Reena griff nach dem Feuerzeug und stand auf. Das Herz hämmerte in ihrer Brust. Aber ... Nun, da sie eh schon hier war, konnte sie sich auch umschauchen. Das Feuerzeug erhoben ging sie langsam den Flur entlang. Das,

was sie von der Treppe aus als Plastikflasche identifiziert hatte, war tatsächlich eine. Sie bückte sich und warf sie in den Korb auf ihrem Rücken. Wieder einen Schritt näher an den Medikamenten für Joe. Neben der Wasserflasche lagen noch einige Verpackungsreste für etwas, was die Leute früher Schokoriegel genannt hatten, klebrig süße Lebensmittel, um die Reena die Menschen von damals beneidete. Sie hätte nur zu gern gewusst, wie sie geschmeckt haben. Alles aus Plastik wanderte in ihren Korb und so arbeitete sie sich langsam den Flur entlang.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der die Erde nicht so voller Abfall gewesen war. Dieser Gedanke erfasste Reena regelmäßig, oft gerade dann, wenn sie ein Haus durchstöberte. Denn in den Häusern konnte sie sich viel eher vorstellen, dass dort einmal Menschen ein anderes Leben geführt hatten. Sie hatte Bilder gesehen. Von Landschaften, die wunderbar grün waren. Ganz ohne den bunten Abfall, der die Welt nun bedeckte. Sie hatte gelesen, dass die Menschen selbst schuld daran gewesen waren, dass sich immer mehr Müll aufgehäuft hatte. Die Menschen hatten ihn selbst hergestellt und irgendwann wurden sie ihm nicht mehr Herr. Im Gegensatz zu Papier wurde Plastik, Glas oder Aluminium mit der Zeit nicht abgebaut. Es blieb für immer. Und genau das war das Problem gewesen. Der Abfall hatte die Welt mit der Zeit regelrecht überschwemmt. Erst hatten die Menschen versucht, ihn auf Inseln zu verstecken, ihn loszuwerden. Doch da sie immer mehr produzierten, reichten diese Inseln nicht lange. Die Abfälle breiteten sich in



den Meeren aus, in den Seen und auf dem Land, bis sie schließlich überall waren. Und dann kam die Pest. Reena hatte in einem Haus, das sie durchsucht hatte, Berichte über diese Krankheit gefunden. Es hieß, dass sie durch Ratten ausgelöst worden war. Nein, durch Flöhe, die auf ihnen lebten, so war es gewesen. Im Müll fanden die Ratten ideale Lebensbedingungen, eine Plage, die die Menschen nicht mehr loswurden. Die Flöhe tummelten sich munter auf den Ratten und diese Krankheit, von denen die Menschen geglaubt hatten, sie wäre ausgerottet, war wieder ausgebrochen, nur diesmal mit einer Mutation, gegen die all die Antibiotika, die die Menschen besaßen, unwirksam waren.

Reena stieß die Tür zum ersten Zimmer auf der rechten Seite auf. Mit einem Knirschen öffnete sie sich einen Spalt breit, kippte dann einfach um und zerbrach sie in mehrere Teile.

„Ups.“

Bunte Zeichnungen von niedlichen Tieren verzierten die Wände des Zimmers. Teile der Farbe waren abgeblättert, doch Reena konnte noch immer eine Katze und einen Vogel erkennen. Dies war vermutlich ein Kinderzimmer gewesen. Mitten auf dem gut erhaltenen Holzboden war ein dunkler Fleck mit ausgefranst Rändern. Und überall lagen bunte Figuren herum. Reena bückte sich rasch und griff nach einer von ihnen. Sie war aus Plastik. Aus schwerem Plastik. „Jackpot“, murmelte sie und warf hektisch eine nach der anderen in ihren Korb. Die würden viel Gewicht bringen. Und mehr Gewicht bedeutete mehr

Medikamente für Joe. Fieberhaft sammelte sie alles an Plastik ein, das sie im Zimmer entdecken konnte, dann ging sie weiter ins nächste. Dies mochte das Elternschlafzimmer gewesen sein. Ein zusammengesunkener Haufen an der Wand ähnelte entfernt einem Bett. Auch hier lagen ein paar Plastikflaschen auf dem Boden, die Reena auf- las, bis sie ruckartig stehenblieb und ihr Blick auf einen Schrank mit einer gläsernen Tür fiel. „Oh!“ Sie stürzte hinüber zu dem Schrank, bei dessen Anschaffung sich seine Besitzer zu ihrem Glück für Glas entschieden hatten, denn nur so hatte das, was in seinem Inneren lag, die Zeit überdauert. Bücher. Ganze Regalreihen voll. Und alle in gutem Zustand! Mit zitternden Händen zog Reena die Tür auf. Die Luft, die dem Inneren entwich, roch nach Staub, nach der alten Zeit. Ihr Herz machte einen Satz, als sie den Rücken des ersten Buches berührte. Sie zog es heraus und fuhr mit den Fingern über den glatten Einband. Er war wunderschön. In noch immer bunten Farben zeigte er ein U-Boot, um das Fische herumschwammen. „20.000 Meilen unter dem Meer“, las Reena laut. Sie wollte gerade nach dem nächsten Buch greifen, da erklang eine Stimme entfernt von draußen.

„Reena? Wo bist du? Wir müssen jetzt gehen, sonst sind wir nicht vor Sonnenuntergang zu Hause.“ Ihr Vater. Reenas Blick huschte zwischen dem Regal mit all den Büchern und der Tür zum Flur hin und her. Sie könnte vielleicht in einem der anderen Zimmer noch Plastik finden. Oder sie würde sich noch einige dieser kostbaren Bücher anschauen ...

„Reena?“

Reena seufzte tief. Ihr Vater würde wütend werden oder ihr womöglich etwas von der wenigen Freizeit streichen, die sie hatte, wenn sie nicht bald draußen erschien. Er war da recht streng, denn ihm gefiel es nicht, wenn er nicht wusste, wo sie war. Joe hielt es für eine Art Paranoia, doch für Reena fühlte es sich eher an, als traute ihr Vater ihr nichts zu. Was angesichts Joes Verletzung vielleicht auch kein Wunder war.

Kurz entschlossen schob Reena das Buch mit dem U-Boot in die Ledertasche, die neben ihrer Hüfte baumelte. Dann trat sie wieder hinaus auf den Flur. Sie blieb stehen, um nachzudenken. Die Treppe konnte sie nicht mehr nehmen, es sei denn, sie wollte riskieren, dass die Treppe noch weiter einbrach. Nein, mit dem schweren Korb auf ihrem Rücken war das keine Option. Sie lief hinüber zum Fenster am Ende des Flurs und warf einen Blick hinaus. Das Glas war vermutlich schon seit Jahrzehnten verschwunden. Und richtig: Ihre Erinnerung hatte sie nicht getäuscht, etwa einen Meter unterhalb verlief eine Mauer. Vermutlich war es einmal Teil einer dieser Garagen gewesen, von denen Reena in Büchern gelesen hatte. Ein zusätzlicher Raum, in dem die Menschen früher Autos abgestellt haben. Autos gab es schon lange nicht mehr. Reena hatte sie zwar oft auf Bildern gesehen, aber so richtig vorstellen konnte sie sich nicht, wie sich die Menschen damit fortbewegt haben sollten.

Mit einiger Mühe stieg sie auf die bröckelnde Fensterbank und ließ langsam ihre Füße einen nach dem

anderen an der Außenwand hinab, bis sie den kurzen Mauerabschnitt ertastete. Sie ließ sich darauf sinken und hangelte sich an ihm herunter, bis sie wieder sicher auf dem Erdboden stand.

Mit raschen Schritten durchquerte sie das Dornengestrüpp. Ihr Vater stand auf einer kleinen Hügelkuppe und blickte sich in alle Richtungen um. Steile Falten hatten sich auf seiner Stirn gebildet. „Reena!“

„Ich bin doch schon da.“ Lässig legte sie den Kopf schief und sah ihren Vater ruhig an. Zum Glück konnte er nicht hören, wie ihr Herz nach dieser kleinen Kletterpartie hämmerte.

„Wo warst du denn so lange?“ Noch immer glätteten sich die Falten auf seiner Stirn nicht.

Mit dem Daumen zeigte Reena auf das Gebäude hinter ihr.

„So lange? Hast du denn etwas gefunden?“

„Kann man so sagen.“ Reena bückte sich ein Stück, um ihm den Inhalt ihres Korbs zu zeigen.

Die Augen ihres Vaters wurden groß. „Sind die so schwer, wie sie aussehen?“

„Sehr schwer, ja.“ Mit beginnenden Rückenschmerzen richtete Reena sich wieder auf. „Aber mein Korb ist jetzt auch voll, von mir aus können wir gehen.“

„Ja, das sollten wir. Wenn wir jetzt losgehen, schaffen wir den Weg noch, bevor es dunkel wird.“

Erst zur Aspiration, dann dort auf die Abnahme warteten, dann zurück nach Hope. Das waren gute zwölf Kilometer. Reena seufzte. In ein paar Stunden wären sie zu



Hause. Zweimal in der Woche machten ihr Vater und sie diese Ausflüge zum Schiff, noch vor einem Monat war es nur einmal gewesen, aber Joes Schmerzen nahmen zu und das Plastik, das sie fanden, wurde weniger.

Schweigend legten sie die ersten paar hundert Meter zurück. Sie liefen durch ein Waldgebiet, zwischen den Bäumen türmten sich Müllberge dort, wo der Wind sie hinwehte. Die Blätter der Bäume hatten einen leichten Gelbstich. Doch hier, in ihrem Schatten, war es wenigstens nicht so brennend heiß wie auf der freien Fläche, die sich überall rund um Hope erstreckte. Reena ging leicht vornübergebeugt. Das Gewicht ihres Korbes drohte sie bei jedem Schritt nach hinten zu ziehen.

„Vielleicht müssen wir nächste Woche dreimal gehen“, durchbrach ihr Vater nach einiger Zeit die Stille und sah sie von der Seite an.

„Dad ...“, wollte Reena protestieren, doch ihr Vater unterbrach sie.

„Nein, hör mir zu. Joe geht es immer schlechter, die Wirkung der Medikamente lässt nach.“

„Es sind keine Medikamente, das weißt du, oder?“ Reena blickte stur nach vorn. Sie wollte ihren Vater nicht ansehen, wollte nicht sehen, wie Hoffnungslosigkeit seinen Blick vernebelte. „Es sind Schmerzmittel, sie werden ihn nicht gesund machen. Sie machen nur, dass er nicht mehr richtig spürt, was mit ihm los ist.“

Joe war in einem Gebäude gestürzt und hatte sich seinen Oberschenkel gebrochen. Der Arzt in ihrem Dorf hatte den Knochen zwar wieder in die richtige Position

geschoben, doch er war nicht richtig zusammengewachsen und auch die Muskeln hatten gelitten. Ihr Bruder konnte seitdem nicht mehr ohne Schmerzen laufen und verbrachte die meiste Zeit im Rollstuhl.

„Aber was sollen wir denn sonst machen?“

Darauf wusste Reena keine Antwort. Das Einzige, was Joe vermutlich helfen konnte, wäre ein richtiger Arzt. Einen von denen, wie es sie auf der Aspiration gab. Mit gemischten Gefühlen dachte Reena an das riesige Schiff, das wie ein gigantischer gestrandeter Wal vor der Küste lag, etwa zehn Kilometer von ihrem Dorf entfernt. Vor siebzig Jahren war es bei einem schweren Sturm dort aufgelaufen. Der Antrieb des Schiffes wurde dabei zerstört und nun war es dazu verdammt, für immer und ewig an der ehemaligen kalifornischen Küste herumzuliegen.

Die Aspiration war ein Schutzraum, eine Zone, die vor hundertachtzig Jahren eingerichtet worden war, um seine Bewohner vor den Bedrohungen der Umwelt zu schützen. Vor der Pest, vor den Stürmen, den Überschwemmungen und dem langsamen Versinken im Müll. Das Leben auf der Aspiration war anders als in den Dörfern auf dem Land. Abgesehen davon, dass fast dreißigtausend Menschen auf dem Schiff lebten, gab es dort keinen Müll. Reena hatte es nie betreten, doch sie hatte sich das letzte Akademiejahr der Aspiration vor zehn Jahren zusammen mit allen anderen Dorfbewohnern auf dem Fernseher in der Versammlungshalle angesehen. Sie hatte verfolgt, wie die Kandidaten im Unterricht um ihr Weiterkommen auf der Akademie und die damit verbunden ho-

hen Ämter auf der Aspiration kämpften, und dabei auch gesehen, wie sie lebten. Das Innere der Aspiration war wunderschön, alles glänzte, überall wuchsen Pflanzen und blühten Blumen. Es gab dort Wissenschaftler mit Laboren, Ärzte in weißen Kitteln, die Joe mit Sicherheit helfen könnten. Doch außerhalb dieses Schiffes? Keine Möglichkeit, Joe zu helfen oder ihn gar zu heilen. Die Schmerzmittel, die sie von der Aspiration bekamen, waren alles, was sie hatten.

„Dad, ich glaube nicht ...“

„Nein!“ Entschlossen schüttelte er den Kopf. „Es muss etwas geben, was wir tun können. Ich könnte die Dörfer abklappern, um jemanden zu finden, der ihm helfen kann. Irgendjemand wird etwas wissen.“

„Na klar“, gab Reena zurück. „Vielleicht findest du ja auch gleich noch jemanden, der zaubern kann. Das wäre doch wunderbar.“ Sie wandte sich von ihrem Vater ab. Er verrannte sich da in etwas. Sie kamen gerade so über die Runden und er wollte zu einer Mission losziehen, die weder Aussicht auf Erfolg noch ein klar definiertes Ziel hatte. Sie würden wochenlang ohne ihren Vater auskommen müssen.

Den restlichen Teil des Weges legten sie schweigend zurück. Reena blickte stur zu Boden, teilweise, um nicht zu stolpern, zum größten Teil jedoch, um ihren Vater von weiteren Gesprächsversuchen abzubringen.

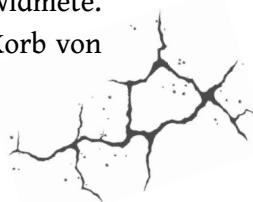
Erst, als die Küstenlinie vor ihnen auftauchte, hob sie den Blick und betrachtete die Aspiration. Das dunkelgraue Schiff lag mit dem Bug auf dem Sand und war ein gutes

Stück darin eingesunken. Farbe blätterte vom Metall der Außenhülle, doch der Name, der in großen weißen Lettern an der Seite geschrieben stand, war noch lesbar. Wie jedes Mal löste der Anblick des riesigen Schiffs ein Gefühl der Ehrfurcht in Reena aus. Die schiere Größe und die Wunder, die sich hinter diesen Wänden verbargen, sorgten dafür, dass sie sich klein und unbedeutend vorkam. Links und rechts vom Schiff davon führten Holzwege den Strand hinauf. Wie jedes Mal begann Reena, die Etagen des Schiffes zu zählen. Bei vierunddreißig musste sie abbrechen, denn wegen des Korbes konnte sie ihren Kopf nicht weiter zurücknehmen. So viele Menschen, die hier leben ...

Am Ende des Holzwegs gelangten sie zu einer Luke, die offensichtlich nachträglich in das Schiff hineingeschnitten worden war. Ihr Türrahmen war rostig und sie öffnete sich mit einem langgezogenen Quietschen.

Sie betraten einen Raum, der in der Mitte durch eine Glasscheibe getrennt war. Hinter ihr saß ein teilnahmslos wirkender Mann, der auf einem Bildschirm herumtippte. Außer ihnen war niemand sonst aus dem Outland hier. Auf der linken Seite des Raumes befand sich eine breite Waage mit einer trichterförmigen Waagschale. Dahinter führte ein Förderband einige Meter weit, bevor es in einer Öffnung in der Wand verschwand.

„Guten Tag“, grüßte Reenas Vater höflich in die Richtung des Mannes, der kurz aufblickte, die Augenbrauen hob und sich dann wieder seinem Bildschirm widmete. „Dann los“, sagte Reenas Vater und hob den Korb von



seinen Schultern und gemeinsam leerten sie ihn in die Waagschale, danach folgte Reenas Ausbeute. Die Anzeige unter der Waage blinkte einige Male und zeigte dann fast fünfzig Kilogramm an.

„Das ist gut“, flüsterte Reena ihrem Vater zu. „Mehr als letztes Mal.“ Damit würden sie mehr Schmerzmittel bekommen.

Ihr Vater nickte nur und ging hinüber zu der Scheibe, hinter der der hagere Mann mit tiefen Augenringen saß. Er blickte erst auf, als ihr Vater an die Scheibe klopfte. Betont gelangweilt beugte er sich vor und sprach in sein Mikrophon. „Fünfzig Kilogramm. Dafür erhalten Sie zwanzig Credits. Was kann ich Ihnen dafür geben?“

„Zwanzig?“ Fassungslos trat Reena ebenfalls an die Scheibe. „Letztes Mal waren es noch dreißig!“ Wieso sank der Preis, den sie für den Plastikabfall erhielten?

Der Mann hinter der Scheibe zuckte desinteressiert mit den Achseln. „Zwanzig Credits, was wollen Sie dafür?“

„Aber uns steht mehr zu, wir wollen verdammte dreißig!“ Reena presste die Hände gegen die Scheibe. Sie brauchten diese Credits, Joe brauchte die Schmerzmittel.

„Kein Grund, sich aufzuregen, junge Frau“, erklang die nun deutlich muntere, beinahe belustigt wirkende Stimme des Mannes über die Lautsprecheranlage.

„Und was wäre Ihrer Meinung nach ein guter Grund sich aufzuregen? Vielleicht, wenn Sie uns gar nichts mehr geben?“

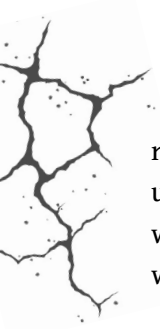
„Sie sollte ihr Temperament zügeln“, kommentierte der Mann hinter der Scheibe in Richtung ihres Vaters.

Der streckte seine Hand aus und legte sie Reena auf die Schulter.

„Wir hätten gerne Aspirin für die Credits“, sagte er mit fester Stimme, während seine Finger sich in Reenas Schulter bohrten.

Reena schloss die Augen. Das Herz hämmerte in ihrer Brust und nur zu gerne hätte sie ihre Frustration herausgeschrien. Die Menschen auf der Aspiration konnten mit ihnen machen, was sie wollten. Die Outlander brachten ihnen Plastikabfälle, die sie mit ihrer Technik wieder zu Erdöl umwandelten, und wurde dafür mit billigen Medikamenten abgespeist. Trotzdem, sie brauchten sie und waren vom Wohlwollen der Aspiration abhängig. Wie viel sie erhielten, hing allein von der Laune der Menschen ab, die die Entscheidung über den Wert des Plastikmülls trafen. Und denen waren die Menschen im Outland völlig egal. Ihnen war gleich, wie sehr ihr Bruder litt.

Während das wertvolle Plastik auf das Förderband polterte und weggefahren wurde, verließ der Mann hinter der Scheibe den Raum. Als er zurückkehrte, hielt er eine viel zu kleine Papiertüte in der Hand. Mit der anderen Hand öffnete er die Klappe einer Schleuse, die in die Scheibe eingelassen war, und schloss sie mit einem angewiderten Blick auf Reena und ihren Vater wieder. Trotzig blickte Reena zurück und nahm die Papiertüte. Erst, als sie draußen vor der Tür waren, warf sie einen Blick hinein. Die wenigen Tabletten, die sich im Inneren befanden, wirkten verloren in der Tüte. So wenige. Ree-



na schluckte. Das würde nicht lange reichen. Ihr Vater und sie würden noch mehr finden müssen, vielleicht würde ihr Vater sogar darauf bestehen, gleich morgen wieder loszuziehen ...

„Ich freue mich schon aufs Abendessen. Deine Mutter kocht sicher was Leckeres.“ Ihr Vater nahm ihr die Tüte ab und drückte im Vorbeigehen ihre Schulter. Reena schnaubte leise. Ihre Mutter. Ihre Mutter war nicht ihre Mutter. Das war etwas, was sie mit absoluter Sicherheit wusste.

Es war nicht lange her, vielleicht ein paar Wochen, da hatte sie ein Buch in einem unterirdischen Versteck gefunden. Ein Buch über Genetik, über Vererbung. Sie und ihre Mutter waren nicht verwandt. Es gab keine Ähnlichkeiten, keine Merkmale, die übereinstimmten. Und vielleicht hätte sie diese Tatsache als Zufall abgetan, doch das erklärte alles: Die fehlende Wärme ihr gegenüber, die Bevorzugung von Joe, die Tatsache, dass Reena sich in ihrer Familie wie ein Fremdkörper fühlte. Ihre Mutter hatte sie nie schlecht behandelt, doch eben auch nie so gut wie Joe.



Der Geruch von gebratenem Fleisch empfing sie an der Haustür. Mit schmerzenden Beinen trottete Reena über die Schwelle und steuerte direkt auf ihr Zimmer zu.